

## Gastkolumne

# Ja zu Europa, aber mit Respekt für die Demokratie

Allmächtige EU-Richter gefährden die Souveränität des Volkes – sagt das deutsche Verfassungsgericht. Das geht auch die Schweiz an



Paul Widmer

Diesen Satz hätte man gern von einem Schweizer Bundesrichter vernommen: «Der einzelne Bürger muss die Möglichkeit haben, über die Wahlen (...) miteinzuwirken auf das, was entschieden wird.» Aber er stammt von Andreas Vosskuhle, dem eben zurückgetretenen Präsidenten des Bundesverfassungsgerichts in Karlsruhe.

In einem Urteil zum milliardenschweren Kauf von Staatsanleihen durch die Europäische Zentralbank rügte das oberste deutsche Gericht den Europäischen Gerichtshof (EuGH), weil er die Grundsätze von Demokratie und Volkssouveränität missachtet hat.

Die EU-Organe haben im Vergleich zu anderen internationalen Organisationen weitreichende Kompetenzen - aber doch nur so weit, wie die Mitgliedstaaten diese abgetreten haben. Damit sind Erstere oft nicht zufrieden und glauben, den Ermessensspielraum stetig zu ihren Gunsten ausweiten zu dürfen. Der Europäische Gerichtshof hilft dabei. Um die Ziele der EU zu fördern, lässt er nur eine begrenzte gerichtliche Kontrolle zu. Die Folge davon: Die Zuständigkeit der Mitgliedstaaten erodiert. Die Kompetenzen werden zusehends nach Brüssel verlagert.

Damit verlieren die Einzelstaaten an Macht. Aber nicht nur sie. Auch die demokratischen Mitspracherechte der Bürger

werden ausgehöhlt. Die EU-Integration wird häufig nicht mehr von den demokratisch legitimierten Gesetzgebern, sondern von Richtern vorangetrieben. Das ist nach Ansicht des Bundesverfassungsgerichts unzulässig. Die europäische Integration soll durchaus weitergehen, aber durch Beschluss der Mitgliedstaaten - und nicht durch richterliche Entscheide, welche die Beteiligung der legitimierten Gesetzgeber gerade ausschliessen.

Über dieses Problem sollten auch wir uns Gedanken machen. Es stellt sich in der Schweiz nicht minder. Je mehr sich die internationalen Beziehungen verflechten, umso mehr Rechtsgebiete fallen nicht mehr in die alleinige Zuständigkeit des Nationalstaats. Das kann man nicht ändern. Aber gerade deshalb muss man aufpassen, dass nicht auch noch die demokratischen Verfahren unterlaufen werden. Sonst bleibt am Ende von der Demokratie nicht viel übrig.

Wir in der Schweiz haben sogar doppelt Grund zur Wachsamkeit. Denn anders als in Deutschland drücken die Schweizer Stimmbürger ihren Willen nicht nur in Wahlen, sondern auch in vielen Sachabstimmungen aus. Jährlich entscheidet der Souverän mehrmals, ob und wie er die Verfassung ändern will. Der Volkswille ist somit den Richtern klarer vorgegeben als in anderen Ländern.

Antonin Scalia, ehemals ein intellektuelles Schwergewicht am Obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten, sagte 2014 in einem Vortrag am Europa-Institut in Zürich, er sei ein Bewunderer der Schweizer Demokratie. Und beim Nachtessen im kleinen Kreis soll er präzisiert haben, warum: weil das Volk mit Verfassungsänderungen immer wieder vorgebe, was die Richter auszulegen hätten. Das Auslegen sei deren Aufgabe - und nicht etwa



Die EU-Integration wird häufig nicht mehr von den demokratisch legitimierten Gesetzgebern, sondern von Richtern vorangetrieben.

die Weiterentwicklung des Rechts nach ihren eigenen Vorstellungen.

Und wie sieht man diese Vorteile in der Schweiz? Viele Richter sind sich bewusst, dass das Überhandnehmen des internationalen Richterrechts problematisch ist. Bundesrichter Hansjörg Seiler hat Grundlegendes dazu geschrieben. Aber andere legen eine bedenkliche Nonchalance an den Tag.

Zwei Tiefschläge ragen hervor. 2013 erklärte eine Abteilung des Bundesgerichts, bei einem Konflikt zwischen Bundes- und Völkerrecht gehe grundsätzlich das Völkerrecht vor. Nichts von Abwägen. So viel Selbstherrlichkeit missfiel auch einigen Staats- und Völkerrechtlern. Sie erhoben den Warnfinger. Und 2015 doppelte dieselbe Abteilung nach. Sie entschied, das Freizügigkeitsabkommen mit der EU und die Rechtsprechung des EuGH hätten Vorrang vor der Bundesverfassung.

Nun droht ein noch grösserer Tiefschlag. Im Rahmenabkommen ist vorgesehen, dass das EU-Gericht bei Streitfällen das letzte Wort hat - ein Gericht, dem das höchste Gericht des wichtigsten EU-Mitglieds vorwirft, es habe demokratische Prinzipien verletzt. Den Briten bot die EU ein ähnliches Streitbeilegungsverfahren an. Diese weisen es weit von sich. Zu Recht. Ein solcher Kotau ist eines souveränen Staates unwürdig.

Die Schweiz hat kein Verfassungsgericht, das sich für die Wahrung der Rechte des demokratisch legitimierten Gesetzgebers einsetzen könnte. Aber sie hat zum Glück demokratieerprobte Stimmbürgerinnen und Stimmbürger. Hoffentlich verstehen diese die Warnzeichen aus Karlsruhe.

Paul Widmer ist Diplomat, Publizist und Sachbuchautor.



## Medienkritik

## Gratis-PR für Federers Schuhe



Aline Wanner

Roger Federer ist Tennisspieler und, zumindest als öffentliche Figur, ein bedauernswerter Langweiler. Schön und erfolgreich führt er ein Leben vermeintlich frei von Abgründen. Die Leute lieben ihn. Journalisten bringt das in eine schwierige Lage: Alle wollen etwas über Federer erfahren, aber in der Perfektion liegt keine Dramaturgie. Es gibt nichts zu berichten.

Federer weiss die Verzweigung geschickt für sein neues Investment zu nutzen. Vergangenen November verkündete er, dass er bei der Schweizer Turnschuhfirma On einsteige. Mitarbeiter des Unternehmens informierten Redaktionen lange vorher darüber, die «NZZ am Sonntag» (in bester Gesellschaft mit der «New York Times») verbreitete die PR-Meldung gerne exklusiv und gratis, schliesslich gab Federer eines seiner raren Interviews. Er sagte Sätze wie: «Alle um mich herum haben damit begonnen, On-Schuhe zu tragen (...). Ich finde die Schuhe super.» Das Wort On kam über dreissig Mal vor.

Seither erschienen allein im deutschsprachigen Raum Hunderte Artikel über Federer und On. Eine Journalistin bei CH-Media schrieb: «Roger Federer hat Stil, aber auf die gut schweizerische, klassische Art. Das passt zu den Turnschuhen, die er nun verkauft.» Werbung braucht die Firma also keine mehr. Die Lancierung von Federers erstem Schuh «The Roger» Anfang Juli bejubelte Ringiers «Schweizer Illustrierte»: «Wer wie auf Wolken durchs Leben gleiten möchte, (...) der eilt mit Sneakern von On über Stock und Stein.» Das «Zeit-Magazin» widmete Federer gleich eine Titelgeschichte.

Als die «NZZ am Sonntag» letzte Woche über einen geplanten Börsengang von On 2021 berichtete, demontierte die Firma einen Tag später den Zeitpunkt. So generierten die On-Vermarkter noch mehr Aufmerksamkeit und gewannen die Kontrolle über die Kommunikation zurück. Es sind Profis.

Aline Wanner ist Redaktorin beim Monatsmagazin «NZZ Folio».

## 49 Prozent

## Ferien in der Corona-Hölle



Patrick Imhasly

Der Himmel ist stahlblau, die Luft zittert vor Hitze - Abkühlung bringt nur eine Brise, die ab und zu vom Meer her weht. Aus den engen Gassen steigt schon am Vormittag der Duft von gebratenem Fisch auf unseren schmalen Balkon im fünften Stock eines etwas heruntergekommenen, aber stilvollen Hauses in der Altstadt von Marseille.

Vor fünfzehn Jahren führte unser erster gemeinsamer Trip ins Ausland meine Frau und mich in die südfranzösische Metropole. Damals schlenderten wir frisch verliebt durch das Studentenviertel am Cours Julien und stiegen Hand in Hand zur «Bonne Mère» hoch, zur Kirche Notre-Dame de la Garde über dem alten Hafen. Am ersten Abend gönnte

ich mir in einem tunesischen Restaurant ein Couscous Royal - mit einem so grossen Berg von Pouletschenkeln, Lammgigotstücken und Merguez-Würsten, dass meine Frau nachgerade schockiert war, wie sie mir allerdings erst Jahre später eingestehen sollte.

Jetzt, in diesen Julitagen, verbringen wir unsere Ferien wieder in Marseille. Dieses Mal allerdings mit einem 11- und einem 14-jährigen Sohn im Schlepptau, die sich alle fünfzig Meter gegenseitig das Bein zu stellen versuchen oder sich am Nacken packen und für die schon der Gedanke an einen Spaziergang durch die Stadt eine Zumutung ist. Der Ältere will vor allem wissen, wo genau die Ghettos der Einwanderer im Norden von Marseille liegen, von wo Rapper wie Soso Maness stammen, die in ihren Songs hart und direkt ihr Leben zwischen Drogen und Kriminalität schildern. Und der Jüngere will meist so schnell wie möglich zurück in unsere Unterkunft, weil dort das iPad auf ihn wartet. Abends müssen wir schauen, dass wir, neben einem Steinbutt für uns, einen saftigen Burger für den Nachwuchs auf den Teller kriegen.

Schon lange hatten wir geplant, unseren Kindern Südfrankreich zu zeigen. Wegen der

Corona-Krise überlegten wir wochenlang hin und her, ob wir die Reise über Hyères nach Marseille wagen oder doch eine Alternative in den Schweizer Bergen suchen sollten. Denn noch im Frühling galt Frankreich als Corona-Hölle. Kurz nachdem wir uns dann für die Reise entschieden hatten, stiegen die Fallzahlen fast überall in Europa wieder an, und wir sind mit einem etwas mulmigen Gefühl von zu Hause losgefahren. Was, wenn wir in Frankreich in der Quarantäne steckenblieben?

Die Sorgen waren unbegründet. Der tägliche Blick in die heimischen Onlineportale zeigt vielmehr: Jetzt herrscht in den Schweizer Bergen Dichtestress, die SAC-Hütten sind bis in den Herbst ausgebucht, und die Nerven scheinen blank zu liegen bei der Vorstellung, dass die Maskenpflicht im öffentlichen Verkehr vielleicht noch monatelang anhalten und immer weiter ausgedehnt werden könnte. In Südfrankreich gelten ähnliche Vorschriften. Doch hier wirken die Leute sehr entspannt. An den Stränden hat es genügend Platz, und die Maskenpflicht wird mit einer bewundernswerten Leichtigkeit in den Alltag integriert - im Bus küsst



Und der Jüngere will meist so schnell wie möglich zurück in unsere Unterkunft, weil dort das iPad auf ihn wartet.

sich sogar ein junges Paar durch die Maske hindurch. Wie gehen die Franzosen wohl damit um, wenn die Maskenpflicht abkommender Woche an allen Orten gelten wird, die räumlich geschlossen, aber öffentlich zugänglich sind, so wie das Präsident Macron ausgerechnet am 14. Juillet, dem Nationalfeiertag, in Aussicht gestellt hat?

Marseille wird nun auch für uns als Familie zu einer Erfahrung fürs Leben. Die Gegensätze zwischen der Luxusmeile in der Gegend der Rue Grignan mit Geschäften wie Lacoste oder Louis Vuitton und dem Früchte- und Gemüsemarkt Marché des Capucins, wo man sich in einem maghrebinischen Souk wähnt, haben selbst unsere Söhne beeindruckt. Am nachhaltigsten wird ihnen aber wohl unser Besuch im Fanshop von Olympique Marseille in Erinnerung bleiben, jenem skandalumwitterten Fussballklub, der die wegen Covid-19 abgebrochene französische Meisterschaft auf Platz zwei beendet hat. Zwei originale Trainingsjacken von OM haben die beiden restlos glücklich gemacht.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».